Wolfgang Klein

Humboldts Universitas

Da aber auch das geistige Wirken in der Menschheit nur als Zusammenwirken gedeiht, und zwar nicht bloss, damit Einer ersetze, was dem Anderen mangelt, sondern damit die gelingende Thätigkeit des Einen den Anderen begeistere und Allen die allgemeine, ursprüngliche, in den Einzelnen nur einzeln oder abgeleitet hervorstrahlende Kraft sichtbar werde, so muss die innere Organisation dieser Anstalten ein ununterbrochenes, sich immer selbst wieder belebendes, aber ungezwungenes und absichtsloses Zusammenwirken hervorbringen und unterhalten.

Wilhelm von Humboldt, 1810

Ein ununterbrochenes, sich immer selbst wieder belebendes, aber ungezwungenes und absichtsloses Zusammenwirken – das ist Humboldts Idee der Universitas der Wissenschaftler. Die Vorstellungen des großen Reformers wirken auf die meisten von uns nicht nur wegen der etwas altfränkischen Ausdrucksweise verstaubt. Niemand könnte mit solchen Worten und einem solchen Ideal heute eine Reform der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Gang setzen. Aber es waren nun einmal diese Vorstellungen und ihre praktische Umsetzung, die eine vollkommen einzigartige Blüte der Universitäten und der Wissenschaft in Deutschland initiiert hat. Die Humboldtsche Universitas ist ein Erfolgsmodell. Nun haben sich die Zeiten geändert, aber eines hat sich nicht geändert: nämlich dass die Leute, die an die akademische Laufbahn einschlagen, dies fast immer tun, weil sie an der Sache des Wissens interessiert sind. Es ist die Wissbegier, die sie antreibt, und wenn sie etwas zustandebringen, dann ist dies der Grund, nicht aber, dass man sie dafür bezahlt. Sicher, irgendwie muss man leben, und auch die, die nach Erkenntnis streben, hätten gern eine regelmäßige Gehaltserhöhung. Aber das durchschnittliche Berufungsalter liegt derzeit bei ungefähr 41 Jahren, und selbst dann wird man in manchen Bundesländern einstweilen ›auf Bewährung‹ eingestellt. Nur ein Narr würde diesen Weg gehen, weil er sich davon viel Geld und eine sichere Altersversorgung erhofft.

Drei Entwicklungen haben die Humboldtsche Universitas weithin zerstört. Dies sind das Auseinanderbrechen der Disziplinen und, damit verbunden, die Unmöglichkeit, in einer gewissen Tiefe miteinander zu reden, das zunehmende Einwirken von außen, und schließlich jene Entwicklung, die man als das Eindringen des Kapitalismus in die Wissenschaft bezeichnen könnte.

Ersteres ist offensichtlich und oft genug beklagt worden. Es hat teils wissenschaftsinterne Ursachen, deren wichtigste der eigentlich erfreuliche Umstand ist, dass unser Wissen so gewaltig zugenommen hat; mindestens ebenso sehr hat es aber externe Ursachen, wie der Verdopplung der Studentenzahlen in den letzten zwei Jahrzehnten. Beides hat fatale Folgen für das Humboldtsche Zusammenwirken von Forschenden und Lehrenden. Ich kenne ein – bemerkenswerter Weise sehr angesehenes – Institut, in dem zwei Professoren für 1600 Studenten zuständig sind. Das Bundesland, in dem dieses Institut beheimatet ist, hat den Hochschuletat gerade um 90 Millionen Euro gekürzt.

Gegen die zweite Entwicklung, die zunehmende Einmischung von außen, hat sich Humboldt, selbst ein Staatsmann, nachdrücklich verwahrt. Der Staat muss sich bewusst bleiben, dass er ›immer hinderlich ist, sobald er sich hineinmischt, dass die Sache an sich ohne ihn unendlich besser gehen würde‹. Dass sich die Wirtschaft in die Belange der Universitäten einmischt, hat Humboldt sich nicht vorstellen können. Aber diese Einmischung wäre ihm vielleicht gar nicht unangemessen erschienen, solange sie sich darauf beschränkt, die Bedingungen zu schaffen, in denen die Suche nach Wahrheit und Erkenntnis gedeihen kann. Denn so hat er auch die Rolle des Staates gesehen. Vor kurzem habe ich gelesen, dass die Firma Microsoft mehr als sechs Milliarden im Jahr für ›Forschung‹ ausgibt. Das wäre ungefähr das Sechsfache des Etats der gesamten Max-Planck-Gesellschaft. Man fragt sich, wer die bessere Forschung macht, die Wirtschaft oder eine Einrichtung, die sich bislang nach wie vor einer großen Freiheit erfreut. Wenig ist kurioser als die Anmaßung, mit der sich Vertreter der Wirtschaft in die Wissenschaften einmischen.

Mit ›Eindringen des Kapitalismus in die Wissenschaft‹ meine ich den Umstand, dass nicht mehr das Streben nach Erkenntnis maßgeblich ist, sondern sein nach außen hin sichtbarer Erfolg – ›and the winner takes it all‹. Es zählt nicht das gemeinsame Bemühen, sondern es zählt, erster zu sein. Die Wissenschaft ist aber ein Mannschaftsspiel, in der Regel mit sehr viel mehr als elf Spielern. Es kommt nicht darauf an, wer das Tor schießt, sondern, dass es geschossen wird. Humboldt hat dies, bei aller Pathetik seiner Redeweise, bemerkenswert klar gesehen und gesagt. Als ich vor langen Jahren mit dem Studium begonnen habe, da wurde die Immatrikulation noch feierlich begangen. Gegen Ende der Festrede, stets von einem eminenten Vertreter des Faches, in diesem Falle einem Juristen, steigerte sich dieser zu dem pathetischen, von einer majestätischen Aufwärtsgeste begleiteten Ausruf: ›Auf dem Humus tausend verbummelter Studenten wächst das Genie!‹ So verschroben dieses Bild sein mag, es läßt immerhin noch ansatzweise deutlich werden, dass die Universität nicht von den Genies lebt, sondern von den Scherflein der vielen. Wenn man dem Fortgang des Wissens wirklich beihelfen will, dann soll man nicht die Eliten fördern, sondern man muss den Durchschnitt heben.

Dieses Heft wurde durch einen Vortrag angeregt, den Brigitte Schlieben-Lange im Dezember 1997 in der Tübinger Stiftskirche gehalten hat und in dem sie Humboldts Idee der Universität mit seiner Sprachtheorie in Zusammenhang bringt. Nach ihrem Tode im September 2000 wurde der Plan, ein gemeinsames Heft der Herausgeber zum Thema ›Universitas‹ herauszubringen, zunächst beiseite gelegt. Wir haben ihn auf Anregung von Ralf Schnell wieder aufgenommen, weil wir glauben, dass er nach wie vor aktuell ist; die schon gespenstische Diskussion um ›Eliteuniversitäten‹ macht es wiederum deutlich. Ein ununterbrochenes, sich immer selbst wieder belebendes, aber ungezwungenes und absichtsloses Zusammenwirken wird zusehends unmöglich gemacht, das Geld wird für Champagner und Kaviar statt für das Schwarzbrot der wissenschaftlichen Arbeit gebraucht.